

schrie gellend: „Hilfe! Feuer, Feuer!“ mit einer Gewalt, als ob er seine Lungen zerreißen wollte.

Der Negor hatte die Gesichtswunde und die Kraft eines Tigers, aber im Moment der Gefahr konnte auch Paul eine Kraft und Bähigkeit entfalten, die ihm niemand zugetraut hätte.

Der Kapitän war zum Steuer geprüngelt und gab jetzt, da Paul fortgesetzt „Feuer!“ schrie, den Lauten Befehl, im Zwischen-deck nachzugehen.

Der Schlingel hat getrunken oder er ist wahnsinnig geworden.“ schrie der Kapitän; „ja, er ist wahnsinnig, halte ihn fest, Salim!“ brüllte er zur Treppe, wo der Kampf stattfand. „Halte ihn fest, Salim, fest!“

Den hinabgehenden Matrosen kamen die aufgeregten Schläfer aus den Messen verflört entgegen.

„Kapitän, es brennt im Schiff!“ riefen sie. „Feuer auf Achterdeck! Feuer! Feuer!“ erwiderte jetzt seemannlich langezogen, hallend, der sichtbare Ruf und „alle Mann auf Deck!“ signalisirte eigentümlich schnelle, kurze, heftige, von außen mit einem Hammer gegen die Schiffsglocke geführte Schläge.

Alle Venten geschlossen!“ formandirte der Kapitän. Die Matrosen waren den Kajütentreppeabwärts auf den Eingang und eilten dann zum Vordertisch, wo sie die Fensteröffnungen schlossen.

Sie gaben nicht acht auf den Ringkampf zwischen Leben und Tod, den Salim mit dem jungen Manne ausfocht; sie hatten jetzt auch um ihr Leben zu kämpfen.

Man sah fast keine Bewegung der Weiben, man hörte nur die schweren Atembzüge und das Knirschen der Zähne der verzweifelt ringenden Menschen.

„Geht nicht zu ihm hin — er ist wahnsinnig!“ schrie der Kapitän. „An die Pumpen!“ formandirte er — „Wassihne stopp — Feuer löschen!“

Ein gewaltiges Zischen, das Ausströmen des Dampfes, ein gelbes, ohrenzerreißendes Pfeifen der Dampfheize — das Schreien der braunenden Schanzelräder zeigte, daß seine Wehse ausgeführt seien.

Die „Donna Anna“ schauelte leise, furchlos auf dem Wasser. Es war jetzt ganz still auf dem Schiff, nur das felsam unheimliche Knirschen und Rauschen unter den Füßen der Matrosen, eine eigentümliche, wie zitternde Bewegung des Schiffes gab Kunde, daß rings in der Wasserweite diese Menschen hier auf einem glühenden, brennenden Vulkan standen, von dem entsetzlichen, verzehrenden Element nur durch eine dünne Holzwandung getrennt.

Jetzt lang das eindönige, taftmäßige Aufundniedergehen und Rauschen der Pumpen. Plötzlich erhellte die See weißlich ein gluthroter Bliz, eine gluthrothe Flamme schoß auf der Rechten des Schiffes, wirlend und rauchend vor sich her treibend, weit hinaus — der Dampf und die glühende Luft hatten eine gute getrennt — und jetzt leuchtete die Flamme von der Seite her hoch auf das Schiff, das Feuer leuchtete wie ferne glühende Schlangen mit rosender Geschwindigkeit in die getreuten

Seile, welche den Segelmast hielten, die zweite Luke sprang tragend mit dem Gefolge eines Raunenstuhles auf, und neue Flammen leuchten gierig hoch daraus hervor.

Die Pumpe ward zu heiß, um sie noch anzuassen zu können, das Beziegen mit Wasser half nichts, die Matrosen liegen sie los, die Dampfpfüt auf dem Schiff war gelöst. Keiner hörte darauf, was der Kapitän formandirte, jedermann eilte, die beiden Rettungsboote am Vordertisch herunterzulassen.

„Al! dies war das Werk weniger Minuten. Jetzt, mit schwanfendem, auf und nieder fahrendem Licht war das Fahrzeug und das Meer beleuchtet, es herrschte jetzt eine geradezu furchtbare Stille auf dem Schiff und weit hinaus auf dem Meer, nur die Klammern rauhsten und heulenden durch die gehuperten Decken ähnlich einem Raubthier und beleuchteten die umheißelnd schwarze, wenig bewegte Fluth.

Plötzlich vernahm man einen gelenden, weißlich fallenden Schrei. Es war dem Negor gelungen, Paul bis zum Vordertisch zu drängen, er hob ihn mit übermenschlicher Anstrengung in die Höhe, aber der junge Mann hielt seinen Gegner unter dem Arm fest.

„Du mußt hinunter, einzig ichon des weißen Mädchens wegen,“ züchte der Negor.

„Das nißt dir nichts, Bestie,“ seuchte Paul, „denn dich haßt sie, dich haßt sie wie den leibhaftigen Teufel.“

Mit wildem Rud schoß der Negor Paul jetzt seitwärts, bis wo die Wautenöffnung war, das Bord hörte auf und beide Männer stürzten, Paul den lauten Schrei ausstoßend, eng verschlungen in die Fluthen. In diesem Moment hatten die Matrosen die Boote der „Donna Anna“ ins Wasser gesetzt und eilten in diese hinunter.

Man stieß vom Schiffe ab. „Rast den Wassinhüngen,“ befahl der Kapitän, welcher in dem zweiten Boote saß und hier das Steuer führte, „und bestiß dem Negor. Laßt den Wassinhüngen!“ schrie er auch dem andern Boote zu. „Er verdirbt euch, er richtet euch zu Grunde, er ist vor Schreck verrückt geworden.“

Die abergläubischen Leute, ängstlich bemißt, so schnell wie möglich vom brennenden Schiff fortzukommen, fuhren gleich davon in der Richtung, wo das Land, welches nicht allzu fern sein konnte, liegen mußte. Das Boot des Kapitäns entsetzte den mit den Wellen kämpfenden Negor und nahm den zu Tode Ermatteten auf. Der Schwarze lag jetzt da, mit geschlossenen Augen, ohne ein Glied röhren zu können, nur seine Brust schobte und arbeitete frampfhaft — von Paul Eivers war keine Spur zu erkennen.

Die Klammern hatten sich jetzt auch des Vordertisches vollständig bemächtigt, sie schlugen haushoch auf, sie brachten einen starken Wind hervor, der das Schiff hin und her trieb — sich langsam im Kreise drehend zog die „Donna Anna“ dahin — geschwellt das riesige Feuergezel von einem Winde, der ihr eigenes Todesathmen war — den ruhig zum Lande Hubernden eine ungebore, schauerliche, mit Qualm und Gebraus zum friedlich dunklen Nachtsimmel hinaufstodernde Gluthfackel abgehend. (Fortf. folgt.)

In Finsterniß.

Eine Weihnachtsgeschichte von Eva Treu (auch Grisebel).

„Ist heute wohl Weihnachtsabend, Mutter?“ Die blasse Frau, die im Hintergeden des Zimmers sitzt, fährt bei der Aude empor aus schmerzmüthigen Sinnen und schaut verblüht um sich. Es ist nicht viel mehr zu sehen in dem kleinen Stübchen oder Kämmerchen, denn einen andern Namen verdient der tolle Raum wohl nicht, aber das soll schon gedauert haben der Tagessicht läßt doch noch erkennen, daß an der einen Wand ein Kinderbett steht, in welchem sich jetzt eine kleine Gestalt halb emporrichtet, während eine Kinderstimme, da nicht gleich eine Antwort erfolgt, wiederholt: „Ist heute wohl Weihnachtsabend, Mutter?“

„Sie will es durchaus nicht glauben, und ich habe es ihr doch schon so oft gesagt!“ mit ein anderes, offenbar älteres Kind vom Fenster her. Es hat dort auf einem Stuhle gesessen und die Sterne gegen die halb überflossene Scheibe geschaut, seit langer Zeit lautlos und aufmerksam verhielt, auf die Straße hin, tief unten mit ihren emsigen, hastenden Menschen hinabzublicken.

„Sieh, da geht ein Mann, der hat einen Tannenbaum auf der Schulter.“ Es geht auf der andern Seite von der Straße, — ich kann es ja doch sehen, Ann, und du nicht. Ich muß es doch selber wissen.“

„Ich möchte ihn auch sehen,“ sagt Ann mit Thränen in der Stimme. „Ich darf niemals etwas sehen.“ „Aber du bist ja doch krank, Ann!“ Das Kind im Bettchen schmeigt einen Augenblick, wie besiegt, dann wiederholt es ägernd in etwas anderer Fassung vertrauensvoll seine erste Frage: „Nicht wahr, du, Mutter, heute nicht Weihnachtsabend?“ Hebe sagt nur ja.

„Das thue ich nicht!“ ruft Hebe aufgebracht. „Ich lüge nie!“ Die Frau ist aus dem Hintergeden des dümmrigen Stübchens längst hervorgekommen und an klein Ann's Zeit getreten. Es bedarf für sie keiner Beleuchtung, um zu wissen, wie abgezogen und leicht das Mädchen ist, welches in den ärmlichen, aber laubigen Kissen ruht, wie ähmal und bis das ihre Gesichtchen unter dem blauen Vordergewand, wie groß und glänzend die blauen Augen, die das Kind auf die Mutter richtet. Die Frau sieht ja das alles im Wachen und Schlafen, was sie auch immer thun möge. Und des andern großen Kindes vergißt sie ja nie, aber es steht ihr nicht unablässig nur so qualvoller Deutlichkeit vor Augen, denn es ist wenigstens gelüdet, wenn auch seinem kleinen Leben nicht viele Freuden blühen, während das jüngste, das Schmerzenskind, krank ist seit Wochen — Monaten. Sie

weiß, daß es nie gelüdet kann. Vielleicht möchte es geschehen, wenn sie Geth genug hätte, es zu pflügen, wie es ihm noth thut, aber auch, wie sie ist, weiß sie nur zu gut, daß ihr das Kind genommen werden wird.

„Mein Ann, es ist heute wirklich Christabend,“ sagt sie sanft, indem sie sich auf den Rand des Kinderbettes setzt und mit einer Hand über das reiche, leuchtweiße Vordergewand auf dem kleinen Hebe, während die andere die mageren, kleinen Finger des Kindes tröstlich umfaßt.

„Nicht wahr?“ ruft Hebe trübsinnig von Fenster her. „Ich weiß es wohl und lüge nicht.“ Die kleine im Bettchen schmeigt eine Weile — Was die Mutter sagt, ist immer wahr, sie weiß es. Und doch will es ihr nicht in den Sinn, daß das lange herbeigekommene Fest heute nicht ist. Es ist so kalt in der Kammer. Seit dem färglichen Frühling hat die Mutter nicht mehr nachgehört. Niemand will sich eine Spur, und sei es die allerkleinste, zeigen, daß das Christkind getrennt nicht hier angelockt und seine Gaben gebracht hat, aber daß die Mutter es noch heute erwartet. Ann kennt ja jeden Winkel in dem kleinen Raum, die ärmlichen Möbel verbergen nichts. Da ist kein geheimer Tresor und in dem schmalen Kommodentisch steht der Schlüssel, die Mutter hat Hebe nicht verboten, zu öffnen, also ist auch nichts Geheimnißvolles darin verborgen.

„Aber du — Mutter,“ sagt sie zaghaft und kleinlaut, — „wird denn das Christkind zu uns heute nicht kommen?“

„Nicht, nicht,“ sagt Hebe, „es ist mir noch zu früh — nicht im Winter?“

Die Frau antwortet nicht. „Du, Mutter,“ wiederholt Ann bringender, „wird es gar nicht kommen heute?“

„Nein,“ sagt die Frau in einem harren, harten Ton, der so plötzlich kommt, daß er die Kinder erschreckt. „Zu uns nicht — heute nicht.“

Wohin sie hat sie das sagen müssen. Sie hat färglich gelächelt in den letzten Jahren, seit sie erst den frankten Mann zu pflügen und zu begraben hatte, und dann das Kind begann, hinzuzutreten, Gott weiß es. Aber noch nie hat sie ein festes der Freude mit so lecher Hand vor ihren Kindern gehalten, daß sie nicht einmal ein Stünd trodenes Rud zu geben hat, den Hunger zu stillen. Die letzten Wenige hat sie für das Mittagbrot hingegeben. Nicht Braut und Glanz verlangt sie ja für sich und die Jüden, — ach, was dem überhaupt noch für sich selbst! — nur das, was des Lebens Nothdurft ausmacht, nichts weiter. Und selbst das besitzt sie nicht!

Es war ja anders bis vor wenigen Wochen. Damals konnte sie täglich in ein großeses Wäschgeschäft gehen, in dessen Hinterzimmer sie an der Wäsche zu nähen pflegte. Brauche es auch nicht viel ein, so waren doch sie und die Kinder wenigstens vor der geringsten Noth geschützt. Aber seit Ann kranker wurde und jeter Ansicht bekam, kann sie die Kinder nicht mehr färglicher sich selbst überlassen. Hebe ist ja schon verständig für ihre sechs Jahre, aber es bedarf für das jüngere Kind mander Handreichungen, die sie nicht ausführen kann. Die Frau besitzt keine eigene Wäsche. So hat sie den Verdienst, der gerade in der Weihnachtszeit besser als sonst gewesen sein würde, lassen lassen müssen und keinen andern gefunden, der ihr zu Lohngeleihen gestattet. Kein Verdienst — keine Erparnisse — nichts mehr, noch sich verkaufen oder versehen ließe, wenn sie mit den Kindern nicht erlernen will.

„Nein, es wird heute nicht zu uns kommen,“ wiederholt sie mit derselben harten Stimme von vorn, und ihre Finger schließen sich unwillkürlich fester um die schmalen Gänndchen des frankten Kindes, während eine große Bitterkeit in ihr aufsteilt. — „Zu uns nicht!“

Die Kinder schweigen erwiderten und verächtlichert. So hat die Mutter nie zu ihnen gesprochen. Klein Ann beginnt leise zu weinen. Nach einer Weile glettet Hebe von ihrem Stuhl herunter, kommt an das Bett, rührt mit ihrer kleinen weichen Hand den Arm der Frau an und sagt unsicher: „Warum willst du uns so lange machen, Mutter?“

„Ich mache euch nicht dange, Hebe, ich spreche die Wahrheit. Das Christkind kommt zu uns nicht.“

„Nun,“ sagt die Mutter hart, „wir sind verzeihen.“

„Weiß es auch nicht kommen, wenn wir es rasen?“

„Nein.“ Herr Gott, hat sie denn nicht gesehen zu dem, der helfen kann, wenn er will, — hat sie nicht gesehen mit bitterer

Bunte Zeitung.

„Otto Ludwig's „Gebirgsföhrer“ wurde dieser Tage in Koburg gegeben, und damit der Tragödie des Schicksals nicht fehle, gab der Herr Kritiker des „Koburger Tageblattes“ danach folgende ernst gemeinte Beipredung des Stückes zum besten. Zunächst bemerkte der Kritiker im Theater ein besonders Interesse für die „Trauerbild-Vollität“, das „Gehirnpodukt eines Boeten unserer engern Hingänglichen Heimath“. Und dann fährt er

Thränen und wortlos heißen Gebet schlaflose Nächte hindurch, wenn die Kinder neben ihr friedlich atmeten, als gäbe es nicht Noth und Glend — hat sie nicht gesehen und auf die genavert, alle diese Jahre hindurch, zweiß, wohl übermüthigen Glaubens, denn sie rief, nicht hörte? Sie freidigt sich langsam mit der Hand über die Stirn, als könnte sie damit die Gedanken fortwischen, die ihr so wohl thun.

„Auch nicht, wenn wir beten?“

„Nein.“

„Und unser Weihnachtskind?“

„Nein,“ sagt die Frau gemüth. „Trage nicht mehr, Gedwiz, du thust mir weh.“

„Aber wir kennen unser Weihnachtskind,“ bebarht Hebe.

„Ich würde es noch von vorigen Jahr, und ich habe es mit Ann, gelungen, wenn du ausgegangen wart. Haben wir das wohl nicht, Ann?“

„Ja,“ schluchzt das Kind.

„Und nun sollen wir gar nichts bekommen, Mutter? Keinen Weihnachtsbaum — und nichts? gar nichts?“

„Nein, Hebe.“

„Aber wenn doch alle Kinder etwas bekommen, warum sollen wir nichts haben.“

„Ich weiß es nicht, mein Kind.“

Die Frau sieht auf und tritt an das Bett, das einzige in der Kammer, an dem Hebe vorhin saß. Niemand hat etwas mehr. Die Kinder meinen keine, nicht Ann und ungelüdet, sondern in einer letzten Zeit, die der Frau durch's Herz geht, wie die in einer Stunde wühlende Conde noch thut. Sie kann für den kindlichen Schmerz kein mütterlich tröstendes, sanftes Wort finden, wie sie es bisher bei jeder Entföderung, die den kleinen armenget wurde, gefunden hat. Sie kann nicht auf morgen vertrösten, wie sonst so oft, denn sie weiß, daß auch das Morgen ihr nichts bringen wird.

„Nein,“ sagt sie hin ich auch,“ hörte sie nach einer Weile Hebe färgchen, um dann nach einer Pause: „und fult!“

„Und es ist hier so dunkel,“ sagt Ann's schwaches Stimmchen leise.

Die Frau preßt die Zähne in die Unterlippe. Sie hat nicht Brot, nicht Feuer, nicht Licht den Kindern zu bieten. Dann raßt sie das dünne Tuch, das ihr um die Schultern liegt, mit dultigem Geiß zusammen.

„Hebe,“ sagt sie und legt dem Kinde die Hand auf die Schulter, „neune nun nicht mehr.“

„Trotze deine Thränen ab und erzähle mir etwas, bis ich zuruckkomme. Sieh, es ist nicht ganz dunkel, hier kommt die Laterne lehen, die drüben brennt und das helle Fenster am Nachbarchaule. Ich schließe die Thür zu, wie ich immer thue.“

„O, gehe doch nicht fort von uns!“ ruft das Kind, dem der Schmerz die Thränen nachwehen. „Wart nicht, Mutter! Du bist ja schon vormittags so lange weg gewesen!“

„Wohlgeht begegnet mir das Christkind, Hebe.“

Hebe leucht tief auf. „Aber es ist dir doch heute früh auch nicht begegnet.“

„Wohlgeht habe ich nur nicht lange genug gewartet.“

„Aber du sagst doch vorhin, es came nicht einmal, wenn wir beteten.“

„Wohlgeht habe ich mich geirrt, Hebe,“ sagt die Frau und küßt die Kinder. — Ein kleines, keines Mädchen beirreht es uns doch vielleicht! — und wenn es nur ein Stück Rud wäre,“ fügte sie leise hinzu.

Sie freidigt mit der Hand den Kindern, die nichts mehr einwenden, über das Haar, verlißt die Kammer und schließt die Thür von außen ab. Den Kindern kann kaum etwas gesehen, während sie fort ist. Sie sind gewohnt, vorzüglich zu sein, und in dem ärmlichen Raum ist nichts, womit sie sich Schaden zufügen könnten, weder Feuer noch Licht.

Mit volchem Schritt steigt die Frau die steter endlosen Treppen hinauf. Noch einmal will sie verüben, draußen irgend einen kleineren Verdienst zu gewinnen, und set er noch so gering, durch die demüthigende Arbeit erworben. Was stimmt das sie noch? Heute in der Fröhe hat es nicht gelungen wollen. Die Mädchen und alle an ihr vorübergehender, keiner hat auf sie gebührt, und wo es einen Dienst zu verrichten gab, da sind andere schneller zur Hand gewesen wie sie. Wohlgeht, das sie jetzt mehr Glück hat. Den geringsten Gewinn selbst wird sie nicht verjähmen. (Fortf. folgt.)

